

Dumbarton Oaks Papers No. 29. Washington D.C., 1975: Dumbarton Oaks Center for Byzantine Studies. Trustees for Harvard University. xiv + 358 S., 182 Abb., 4 Farbtaf., 18 Karten und Zeichnungen im Text.

Wie üblich, stammt auch in diesem Bande ein Teil der Beiträge von einem Symposium, das 1974 im Dumbarton Oaks Center for Byzantine Studies unter dem Generalthema: »The Decline of Byzantine Civilization in Asia Minor, Eleventh-Fifteenth Century« abgehalten wurde. Von den dort gehaltenen Vorträgen ist nur einer (M. Anastos, *George Acropolites and the Intellectual Life of Nicaea*) nicht in diesem Bande abgedruckt worden — leider gibt Sp. Vryonis Jr. in seinem Bericht über dieses Symposium nicht an, ob und wo dieser Beitrag im Druck erscheinen wird.

Von den fünf in z.T. wohl erweiterter und überarbeiteter Form in dem Band abgedruckten Symposium-Beiträgen beschäftigen sich vier mit den historischen Aspekten des Generalthemas aus verschiedenen Blickrichtungen: P. Charanis: »Cultural Diversity and the Breakdown of Byzantine Power in Asia Minor«; H. Ahrweiler, »L'expérience nicéenne«; Sp. Vryonis Jr., »Nomadization and Islamization in Asia Minor«; A. Bryer, »Greeks and Türkmens: The Pontic Exception«. So weit ich es beurteilen kann, stellen diese vier Beiträge in dankenswerter und jeweils überzeugender Weise Überblicke über unser Wissen — meist von den Autoren selbst grundlegend erarbeitet oder erweitert — von den angesprochenen Problemkreisen dar. Am beeindruckendsten für den historisch Interessierten ist m.E. der Beitrag von A. Bryer, der die wenig bekannten Gründe für die Konstanz griechischer Siedlung und orthodoxen Christentums im Bereich des einstigen Kaiserreichs Trapezunt herausarbeitet und damit einen sehr beeindruckenden Gegensatz zu dem von Mme. Ahrweiler nachgezeichneten Gang der Entwicklung im Kaiserreich Nikaia vor Augen führt: In Trapezunt ein Herrschertum, das sehr früh alle Ambitionen auf die Kaiserstadt am Goldenen Horn abtun mußte, sich auf sein Territorium konsequent und geschickt konzentrierte und eine recht lange haltbare Form der Symbiose mit den Turkstämmen nomadischer Kultur fand, in Nikaia dagegen, wie Mme. Ahrweiler herausstellt, ein der Bevölkerung fremd bleibendes Kaisertum, das sein Territorium nur als Ausgangsbasis für die ständig angestrebte Wiedergewinnung Konstantinopels versteht und so keine echten Anstalten macht, die Abneigung der Provinz der alten und nun wieder erstrebten Zentrale gegenüber zu überwinden; die Großkomnenen in Trapezunt wurden zu eingewurzelten Landesherrn, die Kaiser in Nikaia blieben fortstrebende Fremdherrscher. Gerade dieser Kontrast läßt das Verhängnisvolle an der Politik von Nikaia sehr deutlich werden und die Gründe für den raschen Verlust dieser Basis erkennen.

Aus den beiden anderen Beiträgen ist viel Wichtiges und Belehrendes zu entnehmen. Für eine kritische Bewertung fehlt mir die Kompetenz. Der fünfte Beitrag aus der Symposium-Thematik stammt von Mme. N. Thierry: »L'art monumental en Asie Mineure du XI^e au XIV^e siècle«. Er war wohl gedacht, den Historikern das monumentale Quellenmaterial anzubieten, das neben den schriftlichen Zeugnissen für die Thematik des Niederganges der byzantinischen Herrschaft in Kleinasien ausgewertet werden könnte, was Mme. Thierry in ihrem Beitrag nicht tut — und was von ihr im Rahmen eines solchen Vortrages auch kaum erwartet werden durfte. Aus der Sicht der Kunstgeschichte ist es schon ein großer und dankenswerter Fortschritt, daß sich mehr und mehr die Erkenntnis verbreitet, daß sie für die geschichtlichen Fragestellungen etwas beitragen kann. Mme. Thierry gibt also einen Überblick über das Erhaltene. Das ist sehr dankenswert. Freilich verwundern einige Lücken, auf die zurückzukommen sein wird. Mehr noch erstaunt in einem solchen Überblick für Nichtkunsthistoriker die ungemein scharfe, nicht selten persönlich werdende Polemik in mancher Anmerkung, vgl. z.B. S. 76, wo Mme. Thierry allgemein von »classifications hâtives des monuments« spricht, die sie auf »d'études incomplètes des monuments eux-mêmes« zurückführt, und dann

in Anm. 7 dazu Mme. J. Lafontaine-Dosogne und M. Restle als die mit diesem Vorwurf Gemeinten nennt (scharfe Angriffe auf diese beiden finden sich öfter). In der Einleitung zur eigenen Darstellung macht ein solches Urteil über Fachkollegen stutzig, nimmt es doch etwas als Tatsachenbehauptung vorweg, was sich eigentlich erst aus der Darstellung ergeben könnte, und legt dem Leser, der nicht vom Fach ist, quasi nahe, es lohne sich nicht, sich mit den Arbeiten der beiden Genannten zu befassen. Dazu fragt man sich dann: Woher weiß Mme. Thierry, daß die beiden von ihr so Abqualifizierten die Monumente unvollständig studiert haben? Hat sie deren Arbeit an den Objekten so genau verfolgt und deren Archive so eingehend studiert? Oder ist das nur eine prophylaktische Abwehr der möglicherweise auftretenden Fragen von Lesern, die die Meinungen der beiden anderen Forscher kennen, also eine Schutzbehauptung, die sich auf bloße Vermutung stützt? Einen Nachweis für diesen schweren Vorwurf hat sich Mme. Thierry erspart — das ist enttäuschend und weckt Mißtrauen. Ein weiterer Vorwurf in dem Zusammenhang ist, die beiden Autoren kämen zu ihren »classifications hâtives« aufgrund von »jugements établis exclusivement d'après le petit nombre des monuments dispersées d'ailleurs«. Warum wirft sie Kollegen vor, was sie selbst tut? Sie sagt zwar nicht expressis verbis, daß sie Kappadokien nicht für die Wiege der Kunst hält, als die man es nach G. de Jerphanions Entdeckung seiner Kunst angesehen hat, aber sie vergleicht unentwegt mit der »petit nombre de monuments dispersés d'ailleurs«, um ihre Datierungen zu stützen, spricht von »courant artistique officiel« (S. 89), vermutet einen Stifter als Mitglied des höheren Konstantinopler Klerus (ebd.), kurz: Ihre gesamte Darstellung durchzieht als roter Faden das, was sie den von ihr Getadelten vorwirft, nämlich die beständige Bezugnahme auf die byzantinische Kunst in bedeutenderen Zentren. Das ist auch legitim, und anders geht es nicht. Warum dann der Vorwurf? Vielleicht, weil die beiden Forscher die Ergebnisse de Jerphanions nicht kritiklos übernahmen, die Frau Thierry mit Verve verteidigt? Immerhin sind, seit de Jerphanion seine Forschungen zu veröffentlichen begann, mehr als ein halbes Jahrhundert und, seit er sein Werk abschloß, mehr als 30 Jahre vergangen. Wir kennen weit mehr an byzantinischer Kunst, als er szt. kennen konnte. Ist es da nicht legitim, Aussagen de Jerphanions kritisch zu befragen und ggf. zu korrigieren? Dagegen sollte man nicht so schweres Geschütz auffahren wie: »leurs jugements sont donnés ex cathedra« und »une véritable cristallisation scholastique« (S. 87, Anm. 68). Es geht hier nicht um eine Verteidigung der beiden angegriffenen Forscher, sondern um die Art der Polemik, die den Gegner von vornherein diskreditieren will (Vorwurf der vorgefaßten Meinung und des leichtfertigen Urteilens), ihm die Kompetenz abspricht (Vorwurf der unvollkommenen Sachkenntnis) und ihn des unwissenschaftlichen Dogmatismus zeicht (Vorwurf der ex cathedra-Urteile und der Scholastik), ohne sich die Mühe zu machen, diese Vorwürfe irgendwie zu belegen. Wissenschaftliche Auseinandersetzung sollte in aller von der Sache gebotenen Schärfe geführt werden, aber ohne solche persönlichen Anwürfe und Verdächtigungen und vor allem ohne Verteufelung dessen, was man selber auch tut.

Es ist sehr schade, daß eine Gelehrte, die Kleinasien so gut kennt, die unsere Denkmälerkenntnis für diesen Raum so erweitert hat, bei ihren Lesern, die von der Sache etwas verstehen, ganz unnötig eine innere Reserve ihren Ausführungen gegenüber erzeugt, denn ihre Zusammenstellung ist gut und wichtig, so knapp sie auch in vieler Hinsicht ist. Wenn man einiges vermißt, so betrifft das die Beschränkung des georgischen Materiales auf Tao-Klardžet'i, da die hoch qualitätvolle Malerei z.B. in Svanet'i mindestens zum Vergleich sehr wichtig wäre, ebenso die großartige Malerei des 12. und frühen 13. Jh.s im großgeorgischen Reich, das ja weit nach Kleinasien hineingreift, und darüber hinaus das Beiseitelassen von Trapezunt. Beides wird nicht begründet.

Ohne die Darstellung von Mme. Thierry im einzelnen nachzuzeichnen, was sich aus Raumgründen verbietet, sei hier nur auf das eingegangen, was sie ausführlicher behandelte,

weil es ihr am Herzen zu liegen scheint. Es geht um die Datierung der Çarıkl kilise, der Elmal kilise und der Karanlık kilise in Göreme (S. 87ff.), die Mme. Thierry, de Jerphanion folgend, um die Mitte des 11. Jh.s festlegen will. Sie bringt vorweg (S. 87, Anm. 68) als Argument das Fehlen des Encheirion bei den Bischofsbildern der beiden ersten und sein Vorhandensein bei denen der dritten Kirche; das entspreche dem, was wir über die Einführung dieses bischöflichen Insigne wissen (erstes Auftreten zu Beginn des 11. Jh.s, festgelegte Form um 1040 mit Hinweis auf die Sophienkirche in Kiev). Älteste Bildzeugnisse finden sich schon im späten 10. Jh. (Vat. gr. 1613, p. 54, 74, 188, 254 und 340), bezeugt ist es schon in der *Historia ekklesiastike*, an deren Abfassung wohl Germanos I. von Konstantinopel (715-730) beteiligt war; freilich trugen es auch die Diakone (T. Papas, *Geschichte der Maßgewänder*, München, 1965, S. 131ff.); wann es zum ausschließlichen und damit auch notwendigen Insigne der Bischöfe wurde, ist völlig unsicher (ebd.). In dem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es noch im 15. Jh. Bischofsbilder ohne das Epigonation, die Weiterentwicklung des Encheirion, gibt, vgl. z.B. die Bilder des Jakobos und des Johannes Chrysostomos in der Jakobos-Kapelle des Sinai-Klosters und das Ikonenpaar des Jakobos (als erster Bischof von Jerusalem) und des Markos (als erster Bischof von Alexandria), sinaitische Arbeiten des späten 15. Jh.s, als das Epigonation längst fest eingeführtes bischöfliches Insigne war. Sein Fehlen bzw. das des Encheirion sagt also nichts darüber aus, ob ein solches Tuch zur liturgischen Gewandung der Entstehungszeit eines Bildzeugnisses gehörte oder nicht. Darauf kann man also keine Datierung stützen. Weiter verweist Mme. Thierry (S. 89) auf den Michael auf fol. 2v des Coisl. 79 und den Vat. gr. 1613 als Parallelen zu den Engelsdarstellungen in den drei Kirchen (ihre Abb. 17f. und 22-24). Mir scheint hier eine Verwechslung von Ikonographie und Stil vorzuliegen. Abgesehen davon, daß die von Mme. Thierry angeführten Nachwirkungen des »Manierismus« einiger Miniaturen des Vat. gr. 1613 auf die Stilentwicklung bis ins späte 12. Jh. nachweisbar sind, ist das die hier in Frage stehenden Engel Verbindende ihr ikonographischer Typus und nicht ihr Stil. Diesen Engelstypus finden wir z.B. in Georgien, um nur dies Land herauszugreifen, von Ateni (10. Jh.) über Gelati (1125-1130) bis Qinc'visi (1207), das m.E. eine gute stilistische Parallele zu den kappadokischen Engelsbildern abgäbe; er gibt also für eine nähere Datierung nichts her. Dann wird das Stifterbild der Karanlık kilise mit den Beamtdarstellungen auf fol. 2r des Coisl. 79 zusammengebracht (ihre Abb. 19f.): Weil Joannes Entalmatikos die gleiche Kopfbedeckung trägt wie jene Hofbeamten Nikephoros' III., soll er ihnen gleichzeitig sein. Da wir außer dieser Miniatur keine Bilder von Beamten gleichen Ranges aus mittelbyzantinischer Zeit kennen und nicht wissen, ab wann die so gestalteten Kopfbedeckungen zur Beamtenracht gehörten, kann man die Miniatur als Beweis nur heranziehen, wenn man behaupten will, diese Mützen seien nur zu Nikephoros' Zeiten (1078-1081) getragen worden. Der Vergleich der Mäntel dieser beiden Beamten schließlich mit dem des hl. Eustratios in der Elmal kilise (ihre Abb. 21) ist unzutreffend: Sie haben beiderseits je ein großes Tablion unter der oberen Rundfibel, ihm fehlen die Tablia, dafür trägt er zwei dreiteilige Fibeln und hat Segmenta auf den Ärmeln, die jenen wieder fehlen. Ohne Rücksicht auf Dekor, Stoffmuster und Accessoires der Mäntel wird hier eine Grundform, die Jhh. hindurch nachweisbar ist (Mäntel dieses Schnittes kommen noch in der Chora-Kirche in Konstantinopel vor, vgl. z.B. Asa, Joram und die Könige von Osias bis zu Jechonias in der Nordkuppel des Esonarthex und die Propheten von Moses bis Hiob ebd. sowie zahlreiche Heiligenbilder im Exonarthex), zum Datierungsmerkmal gemacht. Mit den Ornamenten ist gar nichts anzufangen, so lange keine solide Forschungsarbeit auf diesem Feld vorliegt; soweit ich sehe, gibt es in den drei Kirchen in Göreme keine Ornamentform, die im 12. Jh. nicht nachweisbar wäre. Aber leider fragt Frau Thierry immer nur nach Parallelen aus der von ihr angenommenen Entstehungszeit der drei Kirchen, aber nicht danach, ob es solche auch in späterer Zeit gibt, die dann ihre Argumente der Beweiskraft

berauben könnten. Das gilt auch für das stilistisch zum Vergleich ungeeignete Evangeliar von Sebaste von 1066 (ihre Abb. 25), wo die Frisur des Emanuel als Datierungsargument herangezogen wird; diese Frisur findet sich z.B. noch beim Emanuel in Bijela (an der Boka Kotorska, um 1250/60). Nur anmerkungsweise (S. 88, Anm. 70) führt Mme. Thierry als einziges stilistisches Argument gegen die Spätdatierung der drei Kirchen noch an, daß der in ihren Malereien sich manifestierende Manierismus »très modéré« sei im Vergleich zu Kurbinovo, H. Anargyres in Kastoria, Lagudera und H. Neophytos, Malereien des späten 12. Jh.s. Das trifft nur z.T. zu. Lagudera gehört mit einem bedeutenden Teil seiner Malereien zum sog. neoklassischen Stil und steht Kurbinovo sehr fern, ließe sich aber mit den Kirchen von Göreme sehr wohl vergleichen. Außerdem gibt es ja aus dieser Epoche noch die Malereien der Demetriuskirche in Vladimir, die mit dem Manierismus von Kurbinovo absolut nichts gemein haben und auf die Stilstufe von Daphni zurückgreifen. Und man sollte auch die Mariae-Himmelfahrt-Kirche von Vardzia, ausgemalt 1184-1186, nicht so ganz beiseite lassen; denn dort ließen sich recht gute Parallelen zu den drei Kirchen in Göreme finden, übrigens auch zum Fehlen des Encheirion, das in Vardzia keiner der Kirchenväter trägt. Solange keine tragfähigeren Argumente angeboten werden, kann man die Ansichten von Mme. Lafontaine-Dosogne und M. Restle nicht so von oben herab abtun, denn von Mme. Thierry's Argumenten hat keines Beweiskraft oder Anspruch auf Gültigkeit.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß die eigenwillige Art, ikonographische Motive als Datierungsmittel zu verwenden, auch sonst in Mme. Thierrys Beitrag begegnet. So hält sie z.B. (S. 92) die verhüllten Hände in der Apostelkommunion und den dadurch bedingten »bel effet de draperie« für ein Charakteristikum des 11. Jh.s und führt dazu Beispiele aus dessen Mitte an. Dieser Gestus in der Apostelkommunion und der durch ihn bedingte Faltenzug sind vom Codex Rossanensis (6. Jh.) bis zur Königskirche von Studenica (14. Jh.) und darüber hinaus unendlich oft zu belegen, ganz zu schweigen von seinem Vorkommen in anderen Szenen. Genau so einseitig ist es, wenn der Centurio im Kreuzigungsbild der Karabaş kilise mit dem aus der Nea Moni auf Chios (ihre Abb. 29f.) verglichen wird, denn im gleichen »costume, coiffure, équipement, type physique et, même, structure du visage« (S. 92) kommt er z.B. auch in der Nemanja-Kirche in Studenica (1209) vor. Mit ikonographischen Details kann man für die Datierung nur dann u.U. etwas anfangen, wenn man sich nicht nur in einem kurzen Zeitraum, der einem genehm ist, umschaut, sondern zumindest versucht, das Material der voraufgehenden und der nachfolgenden Zeit durchzuprüfen. Man setzt sich sonst allzu leicht dem Vorwurf entweder mangelnder ikonographischer Sachkenntnis oder unzureichender Nachforschung aus. Zu geringe Kenntnis der ikonographischen Möglichkeiten zeigt auch die Bemerkung (S. 106), das Bildprogramm der Kirche von Damsa (13. Jh.) sei »très archaïsant«, weil dort die Himmelfahrt in der Kuppel dargestellt ist: Etwa um die gleiche Zeit finden wir sie an gleicher Stelle in Sv. Apostoli in Peć, deren Programm wohl niemand als archaisierend bezeichnen kann. Als Kuppelbild ist die Himmelfahrt immer wieder möglich und bezeugt, mit Archaismus hat das nichts zu tun. Noch ein stilistischer Hinweis sei angeschlossen: Das stark abwertende Urteil über die Malerei der Kirche der 40 Märtyrer von Suveş (1216/7; S. 107) müßte wohl anders ausfallen (Ignorance du peintre, rudesse de son goût), wenn Mme. Thierry die Himmelfahrtskuppel und die der gleichen Stilrichtung zugehörenden Mosaiken von S. Marco in Venedig einmal kurz verglichen hätte; dort hätte sie, allerdings in der Ausführung besser, genau den gleichen, von ihr so hart verurteilten Gewandstil gefunden. Sie hätte dann auch gerade diese Malerei kaum als Beleg für eine »civilisation autochtone« in Kappadokien gewählt. Die Perspektive, die sich durch das etwa gleichzeitige Auftreten dieses Stiles in Venedig und in Suveş auftut, ist ihr leider entgangen.

Wir können die Auseinandersetzung hier abbrechen. Der nützliche Überblick, den Mme. Thierry geben wollte, verliert durch die hier angedeuteten Schwächen leider sehr an Über-

zeugungskraft und Wert. Als ein Muster sachlicher Darstellung und fachlich fundierter Auseinandersetzung kann man ihn bedauerlicherweise nicht werten. Ein solches aber wäre bei einem solchen Symposium wohl besser am Platze gewesen.

Im Weiteren legt St. Hill Aufnahmen der 1922 zerstörten Kirche von Tomarza vor, die aus dem Nachlass von Gertrude Bell stammen: »The Early Christian Church at Tomarza, Cappadocia. A Study Based on Photographs Taken in 1909 by Gertrude Bell«. Bislang auf drei nicht übermäßig aufschlußreiche Aufnahmen von Rott angewiesen, wird durch die Publikation dieser 28 Aufnahmen unsere Kenntnis dieses wichtigen Bauwerkes auf eine neue und sehr solide Basis gestellt. In vorbildlich zurückhaltender Weise beschreibt Hill die Photos und deutet die verbleibenden offenen Fragen an, ohne einer künftigen baugeschichtlichen Auswertung vorzugreifen, eine höchsten Dankes werthe Vorlage! Nehmen wir gleich hinzu, daß derselbe Autor im Teil »Notes« dieses Bandes auch zwei Aufnahmen des ebenfalls verschwundenen, viel diskutierten »Praetorium« von Musmiye vorlegt, das uns bislang nur aus Stichen bekannt war, so kann man diese seine beiden Beiträge wohl als den für die Kunstgeschichte wertvollsten Beitrag des Bandes ansprechen.

Es folgt der Beitrag »The Headpiece Miniatures and Genealogy Miniatures in Paris. Gr. 74« von Sh. Tsuji, der die Miniaturen auf foll. 1r, 64r, 104r und 167r (Kopfbilder am Beginn eines jeden der vier Evangelien) sowie 1v-2v und 112v (genealogische Bilder) auf ihre Bedeutung und ihre ikonographische Ableitung und Beziehungen zur Liturgie untersucht. Als hervorragender Schüler von K. Weitzmann eifert er seinem Meister erfolgreich nach und kann mit der von ihm gelernten akribischen Methode zu recht überzeugenden Ergebnissen gelangen. So trägt er wesentliche Erkenntnisse bei für die Entstehung von Kopfbildern mit eingeschriebenen Medaillons und gibt einleuchtende Deutungen für die einzigartige Ikonographie der Kopfbilder als auch für die genealogischen Bilder zum Mt. des Par. gr. 74. Neues Licht fällt dabei auf die Beziehungen zwischen Monumental- und Buchmalerei sowie auf die liturgischen Quellen der behandelten Miniaturen. Nicht weniger überzeugend ist die Ablehnung der Deutung von fol. 112v als genealogisches Bild und die Beziehung zur Parousie-Darstellung. So erfreulich der Artikel auch ist, an einigen Stellen sind Bedenken anzumelden. So ist es allzu gewagt, mit den Worten »This second composition of the Mission apparently influenced the scene of Christ Teaching in the Synagogue in the Vatican Menologion of Basil II« (S. 189); zumindest ist es ungeschickt ausgedrückt, denn das Menologion entstand im ausgehenden 10., das Lektionar Dionysiou 587, das hier angesprochen ist, frühestens um die Mitte des 11. Jh.s. Es wäre besser gewesen, sich hierzu auf das bekannte Elfenbeinrelief im Louvre zu berufen. Mag das unscharf formuliert sein, so ist die Berufung auf O. Cullmann für das Protevangelium Jacobi minoris (S. 197) unzulässig, weil sinnentstellend; Cullmann schreibt: »In der Ostkirche ist das Buch von Anfang an beliebt gewesen: zunächst vor allem bei den Ebioniten, aber auch bei den griechischen Kirchenvätern, in der syrischen, koptischen und armenischen Kirche ist es wegen des Lobpreises auf das Ideal der Jungfräulichkeit hoch geschätzt gewesen«; bei Tsuji wird daraus: »First, the Protevangelium Jacobi was especially favored by the ascetic Judeo-Christian communities of the Ebionites« (S. 196f.), von den Griechen, Syrern, Kopten und Armeniern sagt er nichts. So geht das nicht! Aus der Aussage eines Forschers nur das zu zitieren, was in den eigenen Kram paßt, und das andere schlicht unter den Tisch fallen zu lassen, ist absolut unkorrekt. Außerdem hat Tsuji offenbar übersehen, daß Cullmann eine Seite vorher eine judenchristliche Verfasserschaft für das Protevangelium ausschließt wegen der Unkenntnis der Geographie Palästinas und jüdischer Verhältnisse, die Ps.-Jacobus offenbar nur vom Hörensagen kannte. Wenn es dann weiter heißt: »Second, Romanos the Melodist... is believed to have been a Syrian-born Judeo-Christ« (S. 197), so erstaunt zunächst, warum der sehr zitierfreudige Autor ausgerechnet dazu keinen Beleg gibt, den Leser also im Unklaren läßt, wer das glaubt, dann aber, daß Tsuji das selbst offenbar gerne annimmt.

Was wir von Romanos wissen, ist, daß er Diakon in Berytos war, ehe er nach Konstantinopel kam — in seinem *Ceuvre* steckt zweifellos vieles an mariologischen Aussagen, was er aus der syrischen Hymnendichtung, vor allem aus Ephrem, übernahm, etwas spezifisch Judenchristliches habe ich darin nicht gefunden. S. 198 taucht dann die »traditional Byzantine political idea of the dyarchie« auf, eine Übernahme von A. Grabar. Diese »Idee der Dyarchie« hat es in Byzanz nur bei Photios nachweislich gegeben, der sie in die Epanagoge hineingebracht hatte, die nie promulgiert worden ist, also nie gültig wurde. Von »traditional« wird man da kaum sprechen dürfen. Schließlich sei moniert, daß er S. 203 schreibt: »These liturgical elements clearly reflect a tradition which must have originated in the Syro-Palestinian regions. Warum muß sie das? Den Beweis bleibt er schuldig. Und im Folgenden setzt er Antiochia so selbstverständlich neben das Sabas-Kloster bei Jerusalem, als habe es nie Unterschiede zwischen den beiden Patriarchaten gegeben, als sei in kirchengeschichtlicher, dogmengeschichtlicher und liturgiegeschichtlicher Hinsicht der Begriff »syro-palästinensisch« so ohne weiteres anzuwenden. Hier ist größere Vorsicht geboten, denn hier zeigt sich die Schwäche dieser in vieler Hinsicht so guten Arbeit. Der Verf. sollte den Eindruck vermeiden, als wolle er mit Gewalt etwas beweisen, was so nicht zu beweisen ist. Er sollte sich auch fragen, ob bei allen nachweisbaren Beziehungen des Studios- zum Sabas-Kloster eine so starke Beeinflussung durch die Liturgie des Jerusalemer Bereiches gefolgert werden darf: Wer hätte in Konstantinopel liturgische Vorstellungen und Anspielungen in Bildern verstehen sollen, die der eigenen liturgischen Praxis nicht entsprachen? Wäre die Aussage solcher Bilder nicht wegen des mangelnden Verständnisses der Betrachter ins Leere gegangen? Dazu ist auf die an sich so überzeugende Deutung der Miniatur auf fol. 2v auf den Herrenbruder Jakobus als Lehrer zurückzukommen, die Tsuji (S. 195f.) auf genaue Kenntnis der Jerusalemer Tradition zurückführt. Die steht sicher als Urquell im Hintergrund, aber die Kenntnis von der Bischofswürde des Jakobus war doch auch in Byzanz längst Allgemeingut; in H. Lukas ist der *ΑΔΕΛΦΟΘΕΟC* in der Wölbung des südlichen Querarmes als Bischof dem Bilde Christi als Pendant gegenüber gestellt, also ca. ein halbes Jh. vor der von Tsuji angenommenen Entstehungszeit des Par. gr. 74 (S. 169f., die späte Datierung bedürfte einer besseren Absicherung). Das gelegentlich etwas gewaltsame Zurechtbiegen von Argumenten und das Außerachtlassen von Beweisen dafür, daß ein Bezug auf die Verbindungen zum Sabas-Kloster gar nicht nötig waren, weil das angeblich durch sie Vermittelte längst in der Orthodoxie allgemein anerkannt war, läßt der These Tsujis von der Bedeutung der Verbindung zwischen dem Konstantinopler und dem Jerusalemer Kloster, so vorsichtig sie auch ausgesprochen ist, skeptisch gegenüberreten.

Zwei weitere Aufsätze legen sehr überzeugend neues bzw. wenig beachtetes Material vor: L. Nees behandelt sehr sachlich und exakt »An Illuminated Byzantine Psalter at Harvard University«, eine wegen ihrer Stellung in der Geschichte der Psalterillustration wichtige Handschrift; I. Kalavrezou-Maxeiner gewinnt aus einer Untersuchung von Aquarellen J. G. Wilkinsons eine ausgezeichnete Würdigung und Deutung eines verlorenen tetrarchischen Freskenzyklus in »The Imperial Chamber at Luxor«, ein sehr wesentlicher Beitrag zu unserer Kenntnis tetrarchischer Staatsdenkmäler.

J. Herrin zeigt »Realities of Byzantine Provincial Government: Hellas and Piloponessos, 1180-1205« auf, vornehmlich anhand der Äußerungen des Michael Choniates. Der Vorzug ist die klare und sehr systematische Gliederung, die die Zeugnisse für die kirchliche (die einzige konstant funktionierende), die zivile und die militärische Verwaltung getrennt und innerhalb der Gruppen nach den einzelnen bezugten Funktionären geordnet vorführt.

Den Schluß des Aufsatzteiles bildet eine Untersuchung von J. Ryckmans über »The Pre-Islamic South Arabian Bronze Horse in the Dumbarton Oaks Collection; with technical remarks by I. Vandevivere«. Erstmals wird klar gezeigt, was auf die Restaurierung des Stückes

zurückzuführen ist. Als Datierung zieht der Verf. das 2. Jh. n. Chr. den bisherigen sehr weit auseinandergehenden Vorschlägen vor.

In den »Field Reports« berichten C. L. Striker und Y. D. Kunab über »Work at Kalenderhane Camii in Istanbul : Fifth Preliminary Report (1970-74)« und R. P. Harper über »Excavations at Dibli Faraj, Northern Syria, 1972-74 : A Preliminary Note on the Site and its Monuments ; with an Appendix by T. J. Wilkinson« — Dibli Faraj ist das frühbyzantinische Neokaisareia, das vom Stausee des Euphratdammes überflutet werden wird. Aus den bisherigen Funden seien zwei Pfeilerbasiliken und interessante Fußbodenmosaiken erwähnt.

Im abschließenden Teil »Notes« handelt zunächst J. W. Nesbitt über »The Office of the Oikistikos : Five Seals in the Dumbarton Oaks Collection«; anhand der Siegel gibt N. eine knappe Übersicht über die Entwicklung dieses bislang wenig beachteten Amtes. St. H. Wander bringt in der kurzen Abhandlung »The Cyprus Plates and the Chronicle of Fredegar« auf dem Wege über das Echo des Sasanidensieges des Herakleios im Frankenreich die kyprischen Davids-Teller in einen einleuchtenden Zusammenhang mit diesem Triumph. Auf die bereits genannte Vorlage von zwei Photographien des »Prätoriums« von Musmiye durch St. Hill folgt dann der Bericht von Sp. Vryonis Jr. über das Symposium, dem die ersten fünf Beiträge entstammen.

Klaus Wessel

Edith Neubauer, *Altgeorgische Baukunst. Felsenstädte, Kirchen, Höhlenklöster*, Wien und München, 1976. Verlag Anton Schroll & Co. 246 S., 5 Farbabb., 91 Schwarz-weiß-Abb., 48 Zeichnungen im Text.

Ein von der deutschen kunstgeschichtlichen Forschung ohne Zweifel viel zu sehr vernachlässigtes Gebiet ist die sehr bedeutende Architektur Georgiens. So ist es wärmstens zu begrüßen, daß die Verlage Koehler & Amelang (VOB) in Leipzig und Anton Schroll & Co in Wien und München den Überblick über den Weg der georgischen Baukunst bis ins 18. Jh. in guter Ausstattung und reicher Bebilderung (leider für die letzte Phase weniger reich) herausgebracht haben. Das Buch ist nicht nur für Architekturhistoriker bestimmt, sondern in erster Linie für ein breiteres Publikum, dem die Schönheit und das Wesen georgischer Bauten — in erster Linie handelt es sich um Kirchen und Klöster — nahegebracht werden sollen. Es sei vorweggenommen, daß das der Verf. in großem Maße gelingt.

Sie führt den Leser, ausgehend von einem Überblick über »Die georgische Kultur in der vorfeudalen Periode«, durch folgende Geschichtsabschnitte : »Die Entfaltung frühfeudalistischer Verhältnisse und die Herausbildung einer christlichen Kultur seit dem 4. Jh. bis zur Mitte des 7. Jh.s«, »Die Kultur in der Zeit feudaler Zersplitterung Georgiens seit der 2. Hälfte des 7. Jh.s bis zur Mitte des 10. Jh.s«, »Die Kultur in der Zeit des voll entfalteten Feudalismus seit der 2. Hälfte des 10. Jh.s bis zur Mitte des 13. Jh.s«, »Die Kultur Georgiens während der Herrschaft der mongolischen Großchane und der osmanischen Türken von der 2. Hälfte des 13. Jh.s bis zum Ende des 15. Jh.s« und »Georgien in der Zeit des Spätfeudalismus vom 16. bis 18. Jh.s«. Eine »Schlußbetrachtung« nimmt kurz zur Bedeutung der georgischen Architektur Stellung. Die Verf. bemüht sich, ihren Lesern die geschichtlichen Hintergründe der Bautätigkeit kurz zu verdeutlichen, gibt knappe Hinweise auf Bildung und Literatur, streift gelegentlich die Malerei, konzentriert sich aber in den einzelnen Kapiteln ganz überwiegend auf die Bauten. Insofern könnte das stete Auftreten des Wortes »Kultur« in den Kapitel Titeln falsche Erwartungen hervorrufen. Die Terminologie mag manchem Leser fremd sein; sie entstammt zwar dem Vokabular des historischen Materialismus, aber auch der enragierteste Gegner dieser